Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 59 (1985)

Artikel: Memoiren aus der Aarauer Halde [Fortsetzung]
Autor: Aeschbach, Gustav
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-559268

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gustav Aeschbach

Memoiren aus der Aarauer Halde (II)

Die Halde, diese längste dichtbesiedelte Straße von Aarau, imposanter Abschluß der nördlichen Altstadt, am Fuße der Felsen, auf dem sich Rathaus, Adelbändli und Stadtkirche erheben, war von altersher in verschiedene Passagen unterteilt. Schon auf dem berühmten Stadtplan von Fisch (1612) gibt es die Oberstraße zwischen dem Zollrain und Sankt-Hiltprants-Tor (Haldentor) sowie den ehemals sehr steilen Haldenrain, der zu der Häuserzeile der «Unterstraße» führt, an der die Haldenhäuser der alten Stadtmauer stehen. Ich weiß nicht, wie viele Stufen die Haldentreppe zählt. Doch es muß eine rechte Portion sein, wenn ich daran zurückdenke, wie der ewig verspätete Schüler G. A. jeweils keuchend und mit hängender Zunge auf dem Podest beim Polizeiposten ankam, um dann in rasendem Spurt die Rathausgasse hinaufzuflitzen, wo Stadtarbeiter Erwin Rüetschi bereits den Besen schwang. Bei meinem Anblick holte er jeweils eine riesige Zwiebel-Taschenuhr aus der unergründlichen Hosentasche, warf einen bedenklichen Blick auf die Ziffern und den gehetzten Burschen, den darauf das Hasenpanier erfaßte. Vor dem Schulzimmer stand nämlich, wie zu erwarten war, ein anderer Herr, unser Lehrer, der ebenfalls auf die Taschenuhr blickte und Spätlinge mit eisigem Blicke maß. Stadtarbeiter Erwin Rüetschi, von dem die Rede war, wohnte in einem Häuschen am Haldenring. Dort gab es, in einem Gartengehege, so um 1930 herum, die erste Meerschweinchenzucht von Aarau. Unser zoologischer Garten. Erwin Rüetschi war ein fröhlicher Mensch mit stets ernstem Gesicht und einem echten Eulenspiegel-Schalk. Immerhin hatte er es mit der Katastrophenmeldung, seit morgens sechs Uhr fließe die Aare aufwärts, Richtung Gösgen, fertiggebracht, an einem grausigen Novembertag zwei Dutzend mehr oder weniger aufgeklärte Aarauer zur Kettenbrücke hinunterzujagen!

«Taubenmutter» Anna

In der Halde Nr. 38, wo ein schmales Gäßchen mit Steintreppen zum Haldenring führt, wohnte Anna Wildi, ein kleines rundes Fräulein mit weißen Haaren und rosigen Bäcklein – ganz wie der Holländer Franz Hals seine Haarlemer Jungfern gemalt hat. Das Fräulein ist schon vor vielen Jahren gestorben, und es hieß, sie hätte es nicht überwunden, daß man die Tauben aus der Altstadt zu vertreiben begann. Von Beruf war Fräulein Wildi «Bettmacherin», und ich glaube mich noch zu erinnern, daß sie jeweils vor dem Haus einen Arbeitstisch aufgestellt hatte und an Federbetten herumzupfte, ganz wie Frau Holle im Märchen. Federn und Flaum flogen hier den ganzen Tag in der Luft herum, und zwar nicht allein wegen Kissen und Plumeaus. Nein, deshalb, weil das Fräulein die «Tau-

benmutter» war; so wurde es in der ganzen Halde genannt. Nr. 38, wo Anna Wildi das Erdgeschoß bewohnte, war schlechthin der städtische Taubenschlag. Immer sah es vor dem Haus aus wie ein Mini-Markusplatz: Hunderte von Tauben schwärmten und gurrten auf dem engen Raum, saßen auf dem Straßengeländer, und in der Mitte, Tauben auf der Schulter und auf dem Kopf, das kleine Fräulein, dem die Vögel Körner aus der Hand pickten. Die Körner brachte sie in einem Emailbecken und streute sie dann sorgsam und liebevoll auf der ganzen Breite ihres Hauses aus.
Dann kamen die Tauben herabgeschossen, von der Stadtkirche, von den Dächern und den Zinnen im Adelbändli und dem Kirchplatz, und sie stießen genau auf den kleinen Platz, als kennten sie die Hausnummer: 38. Etwas weiter zurück, gegen das Haldentor, befand sich die Milchhandlung Neeser; und da dieser Laden dazumal das «Einkaufszentrum» der Halde war, so gab es den Tag hindurch für die Hausfrauen und Kommissionenbuben einige Gänge; auch war die Vorratshaltung noch nicht erfunden, und es wurde eingekauft, was man gerade für den Tag benötigte. Ein System, das aus verschiedenen Gründen auch seine Vorteile hatte. Um aus der Vordern Halde «zum Neeser» zu gelangen, wie man sagte, mußte man wohl oder übel an der Piazza San Marco der Fräulein Wildi vorbei. Die meisten machten einen großen Bogen um den Taubenschwarm, sei es aus Tierliebe oder Fräulein Wildi zuliebe, deren Tun die Haldenbewohner mit einer Mischung von Kopfschütteln, Nachsicht und Achtung begegneten. Im übrigen war es den Leuten egal; man hatte andere Sorgen, als sich über die von Taubenkot geweißelte Straße zu ärgern. Wie gesagt, die meisten Passanten machten einen Umweg, wenn die «Taubenmutter» fütterte. Einige aber gingen doch stracks mitten in den Taubenschwarm: und dann brauste es hundertfach empor mit Flügelschlägen, Federn stoben, und der Störenfried mag jeweils auch einen Nasenstüber abbekommen haben. Anna Wildi stand jeweils einen Augenblick hilflos, mit dem Körnerbecken in der Hand, und blickte den Tauben nach; auf jeden solchen Zwischenfall verstrich lange Zeit, vielleicht Stunden, bis die Tauben wieder zum Haus Nr. 38 hinuntertauchten. Das große Fenster im Erdgeschoß, wo Fräulein Wildi wohnte, war immer geöffnet. Tauben flogen ein und aus. Tatsächlich hatte die «Taubenmutter» dieses Zimmer für ihre gefiederten Lieblinge reserviert! – und ein Fremder, der nächtlicherweise vorbeiging, wäre wohl parapsychologisch betroffen gewesen, aus einem Wohnzimmer plötzlich vielstimmiges Gurren zu hören. Im übrigen hätte er nicht lange zu rätseln brauchen. Vor dem Hause lagen immer verstreut Hunderte von Taubenfedern, weiße und blaugrün-schillernde; die weißgetünchte Pflästerung wies ebenfalls auf

gewisse gefiederte Bewohner des Hauses Nr. 38 hin. Im ersten Stock wohnte Gottlieb Wilhelm, der im Bauamt arbeitete; ein senkrechter, ruhiger Mann mit sonnengebräuntem Antlitz und Tätowierungen am Arm, Anker und Rettungsringe, die auf seine frühere Tätigkeit als Seemann hinwiesen. Er hat mir oft vom alten Hamburg und den Fahrten auf fernen Meeren erzählt; und die Lebensweisheit des Weltgereisten mag dazu beigetragen haben, daß Wilhelm von dem ornithologischen Großbetrieb unter seiner Wohnung überhaupt keine Notiz nahm. Es herrschte in diesem freiwillig abgeschlossenen Stadtteil ein schöner Zug von Toleranz, der sich auch in der durchwegs menschlichen Haltung der Hausmeister gegenüber kinderreichen Mietern zeigte. Auch Anna Wildis Taubenhaus wurde, wie schon bemerkt, von den Haldenbewohnern mit freundlichem Kopfschütteln kommentarlos hingenommen. Heute sind die Tauben zu einem relativ großen Teil aus Aarau verjagt, und wir leben in einer blitzblanken Zeit.

Geheimnis einer kleinen Welt

Gäbe es heute in Aarau noch ein Adreßbuch (das letzte erschien meines Wissens im Jahre 1957) so könnte man anhand der sogenannten «Wohnfläche» in der Halde feststellen, wie hier, gegenüber frühern Jahrzehnten, die Zeilen im Adreßbuch rapid zusammenschmelzen. Ich will nicht auf Adam und Eva, das heißt die ersten Bewohner von Aarau, zurückgreifen, sondern Beispiele aus der Zeit anführen, als ich, ein fünfjähriger Bub, diese eigentümlich kleine, gedrängte Welt kennenlernte, über der sich in den Augen des Kindes das Rathaus wie ein graues Felsengebirge erhob. Und kein Edelweiß. Ringsum schien diese kleine Welt der Halde eingeschachtelt, einmal durch die Zollrainhäuser, stadtwärts von den Mauern des Adelbändlis, vom Felsgemäuer der Stadtkirche und durch das Sankt-Hiltprants-Tor.
Die tiefe Versponnenheit des Quartiers wurde verstärkt durch die enorme Bevölkerungsdichte dieser breiten Gasse mit 64 Hausnummern. Ich habe im Adreßbuch von 1924 (Jahr meines Auftauchens) in der Halde rund 240 erwachsene Einwohner gezählt, die sich auf die 64 Hausnummern verteilten: wobei, über den Daumen gepeilt, auf jedes Haus im Schnitt drei Wohnungen und bis 5 Kinder kamen.
In spätern Jahren habe ich mich oft gefragt, was alles der Grund war zu der relativen Abgeschlossenheit der Halde in früherer Zeit, also auch zu meiner Zeit, als dieses dazumal einen Fremden eher düster anmutende Altstadtgefilde (wie man es auf den bekannten Aarauer Bildern des Kupferstechers Gustav Bauernfeind sieht) in der übrigen Stadt eher scheel angesehen war. Aus menschlicher Sicht natürlich völlig

grundlos. Natürlich ergab sich eine gewisse Abgeschiedenheit des Lebens in der Halde schon aufgrund der besonderen Lage, nämlich durch die baulich einschneidende Trennung von der Oberstadt. Tatsache ist indessen, daß eine gewisse Isolation von der Halde selber kam. Im Rückblick auf fünfzig Jahre, als ich in der Halde aufwuchs, scheint mir heute gerade das Zusammensein so vieler Menschen auf dem beschränkten, gefühlsmäßig geladenen Raume die Ursache, welche die Haldenbewohner zu einer gewissen Selbstgenügsamkeit und zum Verharren im angestammten Kreise veranlaßte. Ganz einfach, weil man ringsum in der Nachbarschaft wirklich genug Gesellschaft hatte, mit der man täglich verkehrte und sich vieles anvertraute, oft Freud und Leid teilte. Ein Todesfall bewegte das ganze Quartier. Die Haldenleute empfanden gar kein Bedürfnis, über diesen von menschlichen Beziehungen gezogenen Kreis hinauszugehen. Ich weiß von meiner lieben verstorbenen Mutter und andern Haldenmüttern, daß sie ihrer Lebtage kaum zur Halde hinauskamen, es sei denn zum Maienzug, Kirchgang oder zu einem Begräbnis. Das hat sich erst nach dem Krieg, so gegen die sechziger Jahre, etwas geändert, als auch die ältern Leute in der Halde etwas vom neuen Lebensrhythmus einer sozial bessern Zeit zu spüren bekamen. Man vertrug sich auf beschränktem Raume, wo zum Beispiel, wie damals in der Hintern Halde (laut Adreßbuch 1924) in einem kleinen Haus drei verschiedene «Partien», das heißt sieben erwachsene Personen, wohnten, davon fünf in der gleichen Familie. Dazu kamen immer noch Kinder. Und das war, bis nach dem Zweiten Weltkriege, so gewesen. Man kam unter heute unmöglich scheinenden Zuständen bestens miteinander aus. Hier lag ein vergessenes Geheimnis des Friedens verborgen, mit dem sich vielleicht ernsthafte Soziologen (nicht die andern) befassen mögen. Natürlich waren es keine Engel.

Angstschrei in der «Tuchlaube»

Unserer feinfühligen Zeit, die spätere Generationen das psychiatrische Zeitalter nennen werden, mag es nicht ohne weiteres verständlich sein, daß sich das Aarauer Schlachthaus bis zum Jahre 1932 mitten in der Stadt befand. Hier wurde das Vieh geschlachtet. Und zwar im schönsten Giebelhause. Mein Schulweg von der Halde ins Pestalozzischulhaus führte daran vorbei, und meine Kindheitserinnerungen sind mit dem täglichen Angstgeheul der Tiere verbunden, die von den Karren gestoßen und mit Stöcken zur Schlachtbank getrieben wurden. Das Schlachthaus befand sich im Häuserwinkel der Metzgergasse, wo es zum Stadthöfli geht: im Gebäude der «Tuchlaube». Bei diesem populären Na-

men denken heute die Aarauer natürlich an die Cafeteria und die Innerstadtbühne. Ein Teil erinnert sich noch, daß dort einmal das städtische Feuerwehrmagazin installiert war und die roten Löschwagen mit Blaulicht und Sirene von der Metzgergasse aus starteten. Doch kaum jemand realisiert mehr bei dem Namen «Tuchlaube», daß in dem schmucken Hause einmal Blut in Strömen geflossen ist. Und zwar auf eine durchaus unkriegerische Art, zum Zwecke der menschlichen Ernährung. Ich sehe im Geiste noch unser Kindergrüpplein, auf dem Heimweg von der Schule, vor der «Tuchlaube» haltmachen, wo oft ein hektischer Betrieb herrschte wie nirgends sonst in der Stadt. Es kam vor, daß im Schlachthaus drinnen ein großes Gedränge war, wenn Mengen Vieh auf einmal eintrafen. Aus dieser Platznot heraus sah sich mancher Metzgerbursche veranlaßt, die vorgeschriebene Betäubung des Tieres mittels Schlagbolzen auf dem Trottoir vorzunehmen. Ich erinnere mich noch gut, wie diese Prozedur an einem Kalbe vollzogen wurde, welches in Todesängsten heulte, während ein Kreis neugieriger Kinder herumstand; und dann, von der Angst der Kreatur ergriffen, begannen auch die Kinder zu weinen. Ein Teil des Schlachtviehs wurde in «Gattern», einer Art Holzkäfig, zum Schlachthaus transportiert, wo es den Metzgerburschen schon Mühe bereitete, die sich mächtig sträubenden Tiere über den Laufsteg auf den Boden zu bringen. Die meisten Schlachttiere aber wurden vom Viehwagen in der Gais ausgeladen und durch die Stadt in die Metzgergasse geführt. Diese kleinen Karawanen mit den unberittenen Cowboys gehörten zum Stadtbilde wie das tägliche «Muh», das natürlich zwischen den Häusern eine stärkere Resonanz erhielt als auf weiter Flur. Man kann sich das geringfügige Verkehrsvolumen vorstellen, welches damals in den Straßen Aaraus noch solche Alpaufzüge erlaubte. Einmal rissen an der Kreuzung zur Kronengasse sieben Stiere aus und donnerten wie eine Büffelherde durch die leicht aufgeschreckte Stadt. Zum Glück war am Graben nicht gerade Jahr- oder Wochenmarkt. In der Folge haben vorsichtige Cowboys beim Marsch durch Aarau Haupt und Hörner des lieben Viehs mit Jutesäcken umwickelt, um die Stierenaugen vor roten Tüchern abzuschirmen. Seither ist kein Muni in Aarau mehr «durchgebrannt».

Im Jahre 1932 wurde der neue Schlachthof an der Rohrerstraße in Betrieb genommen. Das jahrhundertealte Schlachthaus an der Metzgergasse hatte ausgedient. Die Feuerwehr hielt Einzug in die «Tuchlaube». Der im Zusammenhang mit dem Schlachthaus kaum begreifliche Name «Tuchlaube» kam daher, daß in alter Zeit die Tuchhändler an Märkten ihre Verkaufsstände beim Schlachthaus an der Metzgergasse aufstellten. Mit der Übersiedlung der städtischen Fleischhalle an die

Rohrerstrasse wurde es ruhiger im Winkel beim Stadthöfli. Und die zwei alten Damen, die nebenan beim «Salmen» wohnten, brauchten jetzt keine Kinder mehr wegzuschicken, um sie vor psychischen Schäden zu bewahren. Die eine Dame drückte es zwar weniger wissenschaftlich aus. Als wieder einmal ein paar heulende Kälber abgeladen wurden, bemerkte das alte Fräulein: «Seht, liebe Kinder, die Tiere haben einen sechsten Sinn; sie merken etwas. Doch ihr merkt nichts, ihr blöden Gofen. Verschwindet von hier!»

«Sprachinstitut» in der Halde

Einen Teil meiner Kindheit habe ich, in den Ferien, bei meiner Großmutter in Klingnau verbracht. So erlebte ich als kleiner Bube, wie der Stausee gebaut wurde, den ja eine imposante Brücke überqueren sollte. Man hat nur den östlichen Brückenkopf ausgeführt, und ein Torso ragte nun, als unvollendete Beton-Symphonie, in den blauen See hinaus: die Brücke ins Leere. In der Rückerinnerung ist mir dieses Bild der jäh abbrechenden Verbindung zum andern Ufer stets als Symbol erschienen für jene Situation, wo im Gespräch das Verständnis schwierig wird. Besonders wenn von früheren Zuständen die Rede ist. Einfühlungsvermögen ist entscheidend. In dem zumindest für Aarau einigermaßen heilen Jahre 1984 etwas über die frühe Halde, also über eine vergessene, verschwundene Welt zu schreiben, fällt heute nicht leicht. Das meiste von den Erschwernissen, die jenes Leben sauer machten, die kleinen Leute beunruhigten, verletzten, verbitterten, all diesen täglichen Horror hat das Wohlstandszeitalter auch hier weggewischt und einem bessern, zumindest erträglichen Leben Platz gemacht. Im übrigen hatte die Halde von dazumal auch ihre schönen und unwiederbringlichen Seiten! Der heute erschwerte Kontakt zur Vergangenheit, die «Brücke ins Leere», läßt sich aus folgendem Umstand erklären: Die alten «Haldenbauern», wie Husner «Beni», Amsler Güscht senior, Brunner Franz, Jent Fritz usw. und die vielen wackeren Haldenfrauen, welche das Altstadtviertel eigentlich repräsentierten, sind alle in den Nachkriegsjahren oder kurz darauf gestorben. Die meisten dieser Männer und Frauen, deren Geburtsjahr noch ins letzte Jahrhundert fiel, erlebten nicht mehr, wie sich in der Halde das Rad um 180 Grad drehte und aus dem grauen Viertel beim Gaswerk das heute attraktive und vielbewunderte Altstadtquartier wurde. In der ganzen Halde, von Nr. 2 bis 64, leben noch etwa fünf Männer, die in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg dort aufgewachsen sind und seither ununterbrochen dort wohnten. Einer von ihnen, Robert Achermann, ist seit den vierziger Jahren bei der SBB Aarau tätig und als tüchtiger, humorvoller Kollege ge-

schätzt. Röbi ist gebürtiger Entlebucher, wie gesagt in der Halde aufgewachsen und macht jedes Jahr seine Reise ins heimatliche Doppleschwand. Er erinnert sich, wie es um die Jahre 1927/28 in seinem Hause Halde Nr. 4 ein kleines «Sprachinstitut» gab, allerdings nur mit einem Schulzimmer, das zugleich das Wohnzimmer der Lehrerin war. Fräulein Hasler hieß die ältere, stets in tiefem Schwarz gekleidete Dame, die in ihrem Einzimmerlogis im ersten Stock Schülern Nachhilfestunden in Französisch und Englisch erteilte. Eine Geschäftsfrau aus der Kronengasse, Bertha Faller, kam jeweils aus der Oberstadt in die Halde, um der Sprachlehrerin den Haushalt zu besorgen. Solches Aushelfen gab es noch, obschon Eisenwarenhandlungen auch damals relativ «krisenfeste» Geschäfte waren, welche, vor allem auch dank der Landkundschaft, immer gut «liefen». Trotzdem fand Frau Faller Zeit zu einem

Sprung in die Halde, während die Kunden an der Kronengasse auf Nägel und Schrauben warten konnten.

Die Dame vom Teppich

Wer die alte Treppe vom Rathaus, neben dem Stadtpolizeiposten, zur Halde hinunterstieg, konnte gerade zum Fenster unserer Wohnung hineinblicken, die sich im ersten Stocke und auf gleicher Höhe wie die «Oberstraße» befand. Diese ist heute noch durch ein Geländer gegen die Haldenhäuser abgeschrankt.
Eines Tages, an einem Sommermorgen, kam eine robuste Frau mit zusammengerollten Teppichen die Rathausstiege herunter, Teppichklopfer und Bürsten unter der Achsel eingeklemmt. Die wuchtige Dame begann nun die gewaltigen Teppiche aufzurollen und am Straßengeländer aufzuhängen: also, daß die sonst düstere bemooste Mauer aussah wie die buntgeschmückten Fassaden bei einer feierlichen Prozession im Süden. Dann erfolgte der erste Schlag, knallhart, von geübter Hand, und wie nach einem Kanonenschuß wälzte sich vom Teppich eine dicke Staubwolke gegen unser Fenster. Doch das war nur der Anfang, und bald darauf fielen die Teppichklopferschläge hageldicht, und ein Anblick bot sich, wie etwa auf alten Gemälden von der Seeschlacht bei Trafalgar, wo man überall Rauchwölklein aus unsichtbaren Kanonenrohren aufsteigen sieht. Hie und da blinkte das gerötete Gesicht der Teppichklopferin durch die Immissionen. Meine Mutter, die eine herzensgute, aber schüchterne Frau war, schaute hilflos in die heranziehenden Nebelschwaden und wollte die Fenster schließen. Ich befand mich damals gerade in den aufsässigen Pubertätsjahren. «Nichts da», sagte ich und rief über den Abgrund zum Geländer hinüber: «Jetzt reicht es dann, Frau, was fällt Ihnen ein, vor einem offenen Fenster eine solche Sauerei zu veranstalten? Verreisen Sie!» Kaum waren meine Worte im Staubnebel verhallt, hob die Frau den Klopfer, einem Szepter gleich, und ihre Haltung nahm Würde an. Ich verfehlte nicht, meinem Protest die damals übliche Drohung beizufügen: «Sonst sehen wir uns an einem andern Ort!» Höhnisch tönte es vom Geländer zurück: «Paß nur auf, Bürschchen, was du sagst. Das ist der Teppich vom Stadtammann!» – Zu Ehren des Stadtammanns sei gesagt, daß er von der pietätvollen Immissionen-Verehrung der braven Teppichfrau keine Ahnung hatte; offenbar glaubte sie, Amtsstubenstaub sei Goldstaub oder eine Art feinen Schnupftabaks. Im Grunde war es ein Transportproblem. Wer immer auch in der Altstadt Teppiche zu säubern hatte, ging damit auf die Aarewiese, wo Stangen zu diesem Zwecke aufgestellt waren; aus allen Gassen der Innerstadt kamen Frauen

mit teppichbeladenen Leiterwägelein ans Aareufer; die Haldenleute benutzten zum Klopfen von Tür- oder Bettvorlagen die Zäune auf der Nordseite des Haldenrings, wo die Gärten liegen. Auf diese Weise hätten, am Aareufer, auch die magistralen Teppiche aus dem Rathaus gesäubert werden können. Doch die Stadt besaß kein Leiterwägelein. Die wackere Reinemacherin schloß darauf einen umweltschützlerischen Kompromiß, indem sie die Klopfstätte vom Haldengeländer, vis-à-vis der Fenster, auf die Rathaustreppe dislozierte, wo sich dann der Staub, wie von einem Hochkamin, etwas besser verteilte. Schließlich wurde auch für das Rathaus der Staubsauger erfunden.

Zorn, Blitz und Kuß

Offen gestanden, als Kindern wurden uns die Hintergründe des Notstandes, in dem viele Familien lebten, nicht klar bewußt. Jeden Tag sah man die Arbeitslosen vor dem Rathaus bis zum Zollrain hinunter Schlange stehen. Den Leuten sah man es an, daß es nicht gut stand; viele sahen schlecht aus, waren armselig gekleidet, trugen abgescheuerte, ausrangierte Militärmäntel. Bei den Straßenarbeiten auf der Bahnhof- und Casinostraße sah man Bürolisten und Akademiker am Teerkessel arbeiten und Kies streuen. Dann und wann hörte man die Eltern sagen: dieser oder jener Familie «haben sie die Kinder weggenommen». Bei verunsicherten Familienverhältnissen wurde von den Behörden nicht lange gefackelt: die Kinder wurden den Eltern weggenommen und im Lande herum verteilt, «verkostgeltet», wie man sagte. Ein völlig überholtes Armengesetz verpflichtete die Gemeinden, für ihre in Not geratenen Bürger aufzukommen, und dann hieß es von einer Familie, «sie ist auf die Gemeinde gekommen». Das war jedesmal ein Ereignis voll echter Tragik, und bedrängte Eltern gaben ihr Letztes an Kraft und Aufopferung her, daß es nicht zu dieser Katastrophe kam. Es war eine unruhige, fiebernde Zeit. Dann und wann zirkulierten in der Halde Broschüren und Illustrierte von Haustür zu Haustür; auf den Titelseiten standen Hakenkreuzgestalten mit bluttriefenden Henkerbeilen, und der Inhalt bestand aus Fotos über die gemarterten Opfer des Nazi-Terrors: in jenen dreißiger Jahren der Öffentlichkeit so gut wie unbekannte Bilder. Das Braunbuch mit den Enthüllungen über den Reichstagsbrand wurde meine Jugendlektüre. Plötzlich erlebten auch kindliche Gemüter die zunehmenende Spannung. Ich erinnere mich noch gut an jenen Juniabend 1934, als die Extrablätter über den Röhm-Putsch eintrafen und die Menschen den Verkäufern die Blätter aus der Hand rissen. Es folgte der Donnerschlag des Kriegsausbruches. Der 1. September 1939 war ein wundervoller Herbsttag, die

Fenster in der Halde standen offen, und ich sehe noch meine Mutter, wie sie mit einem blauen Emailkrug die Geranienstöcke begoß. Aus dem Radio tönte Walzermusik, die abrupt unterbrochen wurde. Dann ertönte aus dem Kasten eine damals nur zu bekannte Stimme: Hitler, der den Einmarsch der Nazis in Polen bekanntgab und somit den Weltkrieg erklärte. Auch in die kleine Welt der Halde funkte ein Blitzstrahl des beginnenden Dramas. Im Morgengrauen erlebte vor allem die Altstadt, weil hier die Sturmglocken wie Gewitterschläge in den Mauerschluchten hallten, jene «Stunde der Wahrheit» einer allgemeinen Kriegsmobilmachung. Jener anbrechende Septembertag 1939, als die hellerleuchteten Fenster wie Fackeln in den grauen Tag zündeten – dieser Anblick war ein unauslöschliches Erlebnis. Die Glocken der Stadtkirche, deren Klang uns von Kindheitstagen als bloßes Stundenzeichen begleiteten, bekamen plötzlich, so schien es, einen fatalen, drohenden Ton. Es war, glaub' ich, morgens vier Uhr, als die mächtigste Glocke mit dem ersten dumpfen Ton die Stille unterbrach, worauf die kleine Glocke sich mit schrillen Tönen zu dem unheimlichsten Signal vereinigte, das seit Jahrhunderten die Menschen aufschreckte und plötzliche Gefahr ankündete. Die Menschen waren mit einem Schlage verwandelt. Selbst Jungens sahen sich in der Stadt plötzlich von den sonst distanzierten Erwachsenen angesprochen: «Ist es wahr, sind sie (die Nazis) schon einmarschiert?» Und fortwährend hämmerten die Sturmglocken, und in der Bevölkerung griff eine Kollektivpsychose um sich. Stefan Zweig hat in seinem Buche «Die Welt von gestern» jene Schicksalsstunden von 1939 beschrieben. Es war überall gleich: in Wien, Paris, Zürich und auch in Aarau. Jene Morgendämmerung, als die ganze Stadt nur noch ein Dröhnen, ein Rennen und Hasten war. Ich ging gerade an der Postfiliale vorbei; ein würdiger PTT-Chef, der am Schalter sonst nicht abweisend-streng genug blicken konnte, sprach mich junges Bürschlein an und interessierte sich für meine Meinung zum jetzigen Stand der Weltpolitik. In diesem Moment kam eine unbekannte, wunderhübsche Dame um die Ecke, umarmte und küßte mich schüchternen Jüngling und rief: «Nicht wahr, wir sehen uns wieder!» Dann rannte die Schönheit weiter und fiel, ebenso unbekannterweise, dem Präparator N. schluchzend um den Hals. Herr N. wollte gerade ins «Rößli», wo dazumal, auch ohne Krieg, morgens um fünf Uhr schon Hochbetrieb herrschte. Also hatte der Präparator von der Unbekannten auch einen Kuß von rosigen Lippen abbekommen, und ich sehe N. heute noch, wie er vor dem «Rößli» stillstand und mit dem Ärmel über die Backen wischte.

Die Milchkannen-Story

Zur Selbstgenügsamkeit der Halde gehörte auch die Existenz eines Quartierladens im guten alten Stile, wo die Haldenleute den größten Teil ihres Bedarfs eindeckten. Man wollte in der Nähe, wo man wohnte, einkaufen und möglichst keine fremden Gesichter sehen. Man hörte zu jenen Zeiten auch nie sagen: da oder dort gibt es die besten Würste oder das beste Brot. Qualität war Ehrensache. Es wurden im «Lädeli» nur Lebensmittel gekauft, und ich erinnere mich, welche fast revolutionäre Neuerung es schien, als im Warensortiment der Milchhandlung plötzlich ein paar Knäuel Garn auftauchten. In der Halde war in den Vorkriegsjahren die Milchhandlung in den Händen von Gottfried Neeser senior, der aus Schloßrued stammte, das «Einkaufszentrum» des Viertels. An einer Wand waren große Behälter mit Hahnen angebracht. Da konnte man das Salatöl deziliterweise kaufen. Jeden Morgen kam Vater Neeser oder ein Gehilfe mit dem Milchkarren, der von einem mächtigen Bernhardinerhund gezogen wurde, von Haus zu Haus, und das Dröhnen der großen Milchkannen auf dem Steinpflaster ist unzertrennlich mit der Erinnerung an einen Haldenmorgen verbunden. Wenn die gefüllten Kannen mit dem Karren am Bahnhof abgeholt wurden, eine mehrere Zentner schwere Ladung, folgte die Abfahrt auf dem Rain der «Oberstraße»; und ich sehe noch den Milchwagenführer, vom schweren Karren vorwärts gepreßt, mit zusammengebissenen Zähnen die Wagendeichsel krampfhaft gepackt, Richtung Haldentor rasen, die genagelten Schuhe als Bremsen, so daß vom Stein die Funken stoben. Als die Familie Neeser in das Geschäft am Holzmarkt dislozierte, übernahm (1939) Ernst Haberstich die Milchhandlung in der Halde.

Im übrigen, was auch zur Erinnerung an das «Lädeli» in der Halde gehört: man trank geradezu unheimliche Mengen von Milch. Die Erinnerung an den täglichen Gang, wenn ich jeweils den randgefüllten Dreiliter-Milchkrug vom Haldentor bis in die vordere Halde zu balancieren hatte! Es wurde ein Mehrfaches an Milch getrunken als heute, und sie war so vorzüglich, daß sich oft aus einem Krug eine Tasse Rahm abschöpfen ließ.

Odilos Höllentropfen

Zu den Respektspersonen in der Halde gehörte Otto Plüß vom Straßenbauamt, wo er eine Equipe leitete. Noch sehe ich den breitschultrigen Mann, die Tabakpfeife zwischen die Zähne gebissen, wie er bei der Heimkehr von der Arbeit immer zuerst zum Halden-Brunnen ging und die Arme unter das frische Quellwasser hielt. Er war ein schweigsamer Mann, und selten

sah man ihn auf dem Bänklein vor dem Hause sitzen, das vor den meisten Häusern stand und wo die Haldenbauern (und «-bäuerinnen») jeweils das Mikro-Tagesgeschehen im Altstadt-Perimeter diskutierten. Es war oft eine vergnügliche Galerie interessanter Leute auf diesen Bänklein. Im Hause, wo die Ehrentafel für den helvetischen Senator J. R. Meyer angebracht ist, wohnte der alte Dachdecker S., der ein schwarzes Samtkäppchen trug und trotzdem immer Zahnweh hatte. Ein Hausgenosse namens Odilo war Anhänger der «schwarzen Magie» und versprach eines Abends, als Dachdeckermeister S. wieder wehklagend seine Backen hielt, dem Übel ein für allemal abzuhelfen. Der Mann war nämlich Besitzer des sagenhaften «6. und 7. Buches Mose», das alle die furchtbaren Geheimrezepte enthielt. Die Leute, auch ich, begaben sich in die Küche; nur Dachdecker S. blieb wimmernd auf dem Bänklein. Vom Rezept für die Höllentinktur weiß ich nur noch, daß Herr Odilo als Basis Essig, Muskatnuß, Salz und dann noch Tee, Wacholderbeeren, Kaffeebohnen und Schnaps verwendete. Alles gesotten und dann im «bluemete Kacheli» serviert. Ich habe noch nie einen Menschen, ohne sportlichen Anreiz, einen derartigen Luftsprung machen sehen, wie damals den alten Dachdecker, nachdem er diese Satansbrühe geschluckt. Ein paar ruckartige, ekstatische Bewegungen, wie der Tanz der Aruakindianer – und unser Dachdecker sank auf das Bänklein, schob das Samtkäppchen zurecht, griff nach der Zahnwehbacke und lächelte auf einmal selig: «Es ist vorbei.» Nachbar Fritz Jent stand daneben und meinte grimmig: «Noch ein solches Täßlein, Jakeb, und dann ist's sowieso vorbei.» Doch die Höllentinktur hatte offenbar positiv gewirkt, und es sprach sich herum. Darauf kamen viele Zahnwehleidende in die Halde; einmal habe ich selber Odilos «Schmerzfrei» probiert und war für immer davon geheilt – nicht vom Schmerz, sondern von Odilos Heilkunst. Es war eine Schocktherapie, die ärger einschlug als ein Zahnausriß ohne Spritze. Nie wieder Odilo!

«La Bohème» in Nr. 12

Die frühe Halde von anno dazumal war ein kleines Deutschschweizer Mini-Montmartre. Wie eine Gestalt aus «La Bohème» tauchte jeweils aus der Halde 12, den Kopf in der niedern Türe beugend, die hochgewachsene Gestalt des Musikers De Marco auf. Schwarzer, breitrandiger Hut, schwarzer Radmantel, der Geigenkasten, Künstlermähne à la Paganini, feurige Augen aus einem brünetten, melancholischen Antlitz: das war für das Kleinstädtchen der gegebene Mann, um den sich, ob etwas daran war oder nicht, alsbald die verrücktesten Liebesromanzen spannen. De Marcos Mutter, Signora Luigia, war

eine ehrwürdige, immer noch schöne Matrone, die mit einer Grandezza auftrat, als bewege sie sich in einem Palazzo. Das war vor fünfzig Jahren. Heute ist das Haus Halde 12 ein kleiner Palazzo.

Klein-Montmartre

Noch so vieles ist mir während des Schreibens dieser «Memoiren» in den Sinn gekommen, und es gibt keinen Ausweg, der aufkeimenden Nostalgie Genüge zu leisten, als dann und wann die alte Heimat in der Halde aufzusuchen, wo das «Haldebeizli» dem müden und vor allem durstigen Pilger bietet, was er sucht: wieder ein Gruß aus bekannten Gesichtern von dazumal. Ein paar Worte genügen, und schon versteht man sich, fliegen Witze hin und her, als sei kaum ein Tag zwischen einst und heute verflossen. Wenn ich das Stichwort Klein-Montmartre brauchte, so trifft diese Marke heute am ehesten auf die romantische Haldenwirtschaft zu, deren Inhaber, Bethli und Albert Philipp, mit dem Besten aus Gemüt, Küche und Keller alle die würz- und herzhaften Ingredienzien bieten, die es zu einer echten Altstadtstimmung braucht. Kürzlich war ich ein paar Tage allein zu Hause, und allmählich war ich der ständigen Knäckebrot-Quarkdiners und -soupers etwas müde. Eine Fata Morgana eines Spaghettitellers, gleich einem kulinarischen Vesuv, stieg vor meiner ausgehungerten Phantasie empor. Ich wußte, daß bei Bethli auch noch zu dieser Zeit aufgetischt wurde, auch ein Vesuv. Und siehe da! Ich war beileibe nicht allein, offenbar hatten zahlreiche Personen ähnliche Visionen gehabt. Immer finden sich Gäste aus andern Stadtteilen ein, welche dieses Aarauer Montmartre genießen, und stets sind auch ein paar alte Haldianer anzutreffen, lebendiger Beweis, daß nicht nur die alten Häuser noch sind, sondern auch die alten Freunde noch!